

Geschichte und Naturwissenschaft.

Von E. Nigler.

Am Historikertag zu Innsbruck 1896 fand eine sehr interessante Debatte statt über die Frage, in welchem Grade die Geschichte sich der Methoden der Naturwissenschaften bedienen soll, um zu ähnlich gesicherten Ergebnissen zu gelangen, wie diese. Wer mit deren Forschungsweisen und Fehlergrenzen etwas vertrauter war, mußte staunen, welche unbegrenzte Devotion im Kreise der Geschichtsforscher ihnen gegenüber ausnahmslos zu finden war. Aus äußeren Gründen mußte der Schreiber dieser Zeilen damals darauf verzichten das Wort zu nehmen: die Verhandlungen wurden der weit hinausgeschobenen Mittagspause zu Liebe abgebrochen, und er wollte kein Unmensch sein. Er begnügte sich in sein Tagebuch zu notieren: „Glauben die Herren wirklich, daß man von den kristallinischen Schiefen mehr weiß, als von den merovingischen Königen?“

Die zurückgehaltene Rede wirkte fort. Das Nachdenken mancher Stunde wurde der Frage gewidmet und die Erörterungen zahlreicher Autoren verlangten geduldige Überprüfung. So entstand eine Betrachtung, die wegen ihres allgemeinen Charakters als ein nicht unpassender Stoff für eine akademische Festrede gelten konnte¹. Eine kurze Skizze des Gedankenganges mag vielleicht auch von dem Kreise der Geschichtsfreunde Steiermarks nachsichtig aufgenommen werden.

Der Geschichtswissenschaft sind in früheren Zeiten nicht selten, wie der Kunst, moralisierende, religiöse und politische Tendenzen zugrunde gelegt worden. Sie sollte bestimmten Richtungen dienen, das Verwerfliche der einen, die alleinige Berechtigung der anderen aufweisen; gewisse religiöse oder politisch-philosophische Systeme

¹ Die Vergleichbarkeit naturwissenschaftlicher und geschichtlicher Forschungsergebnisse. Vortrag in der feierlichen Sitzung der k. Akademie der Wissenschaften am 28. Mai 1903. Gedruckt Almanach d. k. u. d. W. für 1905 und Deutsche Rundschau, April 1904.

stützen. Da der Geschichtsverlauf gewissermaßen die Probe auf die Richtigkeit der Weltanschauungen liefert und man von der unbedingten Geltung seiner Anschauung von vorneherein überzeugt war, so beschäftigten sich viele ältere, besonders universal-historische Darstellungen eigentlich nur damit die Ereignisse in das Licht jener Anschauung zu setzen. Schonungslos wurde das Richtschwert moralischer Urteile geschwungen; wer vor tausend Jahren von dem Prinzip des Geschichtschreibens abgewichen war, also Arianer statt Katholik, oder Absolutist anstatt Liberaler gewesen war, wurde ohne Mitleid verurteilt. Diesen noch immer nicht verschwundenen Richtungen gegenüber war es ein ungeheurer Fortschritt, und zwar ein Fortschritt im Sinne der Naturwissenschaften als Ranke den Grundsatz aufstellte die Geschichte habe vor allem zu berichten, wie es wirklich gewesen sei: also ohne Tendenz, ohne Belobung oder Verwerfung. Damit wurde eine induktive Forschungsmethode, gleich wie bei den Naturwissenschaften verlangt; es wurden zugleich die Anforderungen an die Tiefe und Gründlichkeit der Forschung ungemein gesteigert. Nicht ein allgemeines Bild, wie es beiläufig gewesen, sollte und konnte genügen, sondern nun galt es auch das Kleine und Kleinste zu ergründen; nicht bloß die beiläufigen Richtungen und etwa noch die Taten und Reden der Helden, sondern das Leben und Treiben der namenlosen Masse, die Zustände und deren Entwicklung. Damit war der Geschichtsforschung des XIX. Jahrhunderts ein neuer Geist und eine neue Richtung gegeben. Wenn sie von der Nüchternheit der Forschung hie und da abweichend, sich auch jetzt noch zur Anbeterin des Erfolges erniedrigt hat, so ist das als eine Abweichung von besserem Wissen zu beklagen und zu tadeln.

In den Anforderungen an die Strenge der Methode und an die Voraussetzungslosigkeit der Forschung gibt es also keinen Unterschied zwischen Geschichte und Naturwissenschaft. Die Ähnlichkeit des Betriebes ist sogar viel größer, als man sich wohl meist vorstellt. Das sorgfältige Sammeln der Tatsachen, die Art und Weise, wie aus ihnen Schlüsse gezogen, die Zusammenhänge hergestellt werden, sind beiden gemeinsam, wenn auch die Methoden der Feststellung noch so verschieden sein mögen. Insofern sind also historische und naturwissenschaftliche Resultate vollkommen vergleichbar.

Es gibt aber allerdings ein Gebiet, wo dieser Parallelismus aufhört. Die Naturwissenschaften beschäftigen sich zumeist mit Vorgängen, die unter gleichen Umständen immer wieder kehren. Die gleichen chemischen und physikalischen Bedingungen erzeugen stets wieder dasselbe Resultat; jeder Organismus gleicht seinem

Mutterorganismus und die Lebensvorgänge sind bei den einzelnen Individuen dieselben, wie ihr physiologischer Bau der gleiche ist. Der Naturforscher trachtet nun zu ermitteln, welche Vorgänge durch die gleichen Bedingungen hervorgerufen werden, und wenn er eine immer wieder geltende Norm gefunden hat, so nennt er diese ein Naturgesetz. Die Entwicklung vom Keim zum vollreifen Organismus und dessen schließlicher Untergang vollzieht sich nach „Naturgesetzen“; man kann sich darauf verlassen, daß aus dem Eichensamen keine Fichte erwächst. Auch die physikalischen Kräfte, wie der Chemismus lassen sich in ihren Wirkungen erkennen, und sie täuschen nicht die Vorausberechnung, wenn diese nur richtig war.

Es wird nun seit einiger Zeit von der Geschichtsforschung verlangt, auch sie solle endlich die Gesetze des Werdens der Menschengeschichte ermitteln, und auf diese Weise „sich zum Rang einer Wissenschaft erheben“. Ja einzelne solche Gesetze sollen schon gefunden sein. So gewiß „wie aus einer Eichel ein Eichbaum und keine Fichte wird“ folgt auf das Stadium der Naturalwirtschaft die Geldwirtschaft, sagt der Modernsten einer. Daran ist soviel richtig, daß bisher in der menschlichen Kulturentwicklung im allgemeinen ein Fortschritt zu beobachten war. Da das menschliche Geschlecht durch Sprache und Schrift im Stande ist, die Errungenschaften einer Generation auf die andere zu vererben, so kann es geistige Kapitalien sammeln, es kann einen Bau errichten bei dem der Erwerb späterer Generationen auf dem unverlorenen Besitz der früheren ruht. Doch ist dieses Können kein Müssen, und wir haben in der Geschichte unserer eigenen Kultur, wenn wir deren Anfänge ins Altertum verlegen, eine lange Periode mit unermeßlichen Verlusten und fast ohne Fortschritte zu verbuchen.

Es ist auch weiters zuzugeben, daß sich aus denselben Konstellationen immer wieder dieselben Folgen ergeben müssen; im geschichtlichen Leben so gut, wie in dem der Natur. Aber diese Annahme ist trotzdem sinnlos, denn wir wissen ganz genau, daß die gleichen Voraussetzungen in der Geschichte nicht wieder kommen werden. Sie können überhaupt nicht wiederkehren, und zwar deshalb, weil die geschichtlichen Vorgänge durch die Veränderungen, die sie bewirken, selbst ihre Wiederkehr unmöglich machen. Die Geschichte bewegt sich nicht im Kreise, sondern in einer Linie, die nicht in sich zurückkehrt. Sie bewegt sich im allgemeinen im Sinne eines Kulturfortschrittes, das heißt der steigenden Herrschaft über die Natur; aber selbst wenn dieser einmal stockt, so sinkt das betreffende Volk damit nicht auf den naiven Ausgangspunkt zurück, auf dem es sich einst befunden; es kann nicht noch einmal von vorne anfangen.

